

Sammeln mit allen Sinnen

GESPRÄCH MIT **ANDREAS LUDWIG** ÜBER **LUST, LIEBHABERSTÜCKE UND MÜLLTHEORIEN. UND DIE CHANCE, DIE WELT ZU BEGREIFEN.**

→ *Herr Ludwig, fast jeder Mensch sammelt irgendwas. Menschen sammeln seit jeher Dinge. Warum?*

Es gibt dafür verschiedene Erklärungsmuster. Zum einen ist es der biologische Überlebenstrieb. Das greift heutzutage in unserer Gesellschaft in Europa nicht mehr, weil man hier alles kaufen kann. Dieses Bedürfnis hat sich aber bei vielen Menschen erhalten. Sie horten Dinge geradezu. Sammeln ist auch der Versuch, sich ein Bild von etwas zu machen und sich in seinem Umfeld zu orientieren.

→ *Worum geht es den Sammlern konkret?*

Viele Leute wollen etwas erreichen und streben nach Vollständigkeit. Der Aspekt des Besitzens spielt daher eine Rolle. Sammeln ist jedoch auch eine Form von Weltaneignung: ein Weg, Wissen zu ordnen und zu begreifen.

→ *Was macht die Faszination des Sammelns aus?*

Sammeln ist Lust. Dahinter steckt das Bedürfnis, sich um etwas zu kümmern. Die Bedeutung der Dinge kann allerdings auch Überhand gewinnen, z. B. über soziale Beziehungen. Menschen, die mit Sammlern verheiratet sind, wissen wie kompliziert das sein kann. Wer dinglich orientiert ist und dazu eine Sammel-Obsession hat, befindet sich in einer vollkommen anderen Welt. Das Sammeln spricht ganz viele Sinne gleichzeitig an und ist daher so lustvoll. Sammeln bedeutet, dass man Macht besitzt und über einen Bestand herrschen kann. Aber es geht auch um geistige Weiterentwicklung. Der Gedanke, über Weltkenntnis zu verfügen, bereitet Befriedigung. Beim Sammelprozess geschieht eine emotionale, intellektuelle und visuelle Aneignung. Diese Mischung macht Sammeln so reizvoll.

→ *Wann wird ein Objekt bedeutungsvoll?*

Das ist diese berühmte Umkodierung, vom Nutzungszusammenhang in den kulturellen Zusammenhang. Es gibt eine spannende Theorie des Hagener Museumsleiters Michael Fehr, der sich in Deutschland auch mit der so genannten Mülltheorie bekannt gemacht hat. Das bedeutet, ein Objekt hat einen Gebrauchswert. Wenn dieser Gebrauchswert erfüllt ist, das Gerät kaputt oder nicht mehr modern ist, wird es weggeworfen. Dann ist es in der besagten Müllphase. Dort schlummert es mehrere Jahrzehnte vor sich hin und bekommt dann – durch verschiedene Begebenheiten – einen kulturellen Wert. Manchmal ist der Sammler Pionier, indem er sich Lücken sucht, wo noch nicht gesammelt wird. Geschmacksfragen und allgemeine gesellschaftliche Debatten beeinflussen aber in größeren Maßen die Bedeutungssteigerung. Bedeutung wird gemacht. Danach entsteht das, was man einen Markt nennt.

→ *Gibt es einen Unterschied zwischen privatem Sammeln und musealem Sammeln?*

Selbstverständlich. Das museale Sammeln hat ja nicht die persönliche Obsession eines Museumsleiters zum Ziel. Es ist so: Museen bewahren Dinge. Die ersten Institutionen, die etwas bewahrt haben, waren Archive. Das ergab sich schon im Mittelalter aus rechtlichen

Gründen. Gelagert wurden Urkunden. Bibliotheken sammelten auch, sie sind sozusagen materialisierte Gedächtnisse. Museen gehören ebenfalls zu dieser Kategorie, aber sie konzentrieren sich auf eine Objekt-Kultur, also auf dreidimensionale Gegenstände. Entstanden sind sie durch die Wunderkammern und Sammlungen der Fürsten. Zunächst hatten diese Sammlungen repräsentative Funktionen, bald darauf aber auch wissenschaftliche. Seit dem 19. Jahrhundert werden in verschiedenen Wissenschaften Anschauungsobjekte gesammelt, um Theorien entwickeln zu können. Beispielsweise in der Volks- und Völkerkunde und in einzelnen Naturwissenschaften war das von Bedeutung.

→ *Welche Bedeutung hat das Sammeln für Museen?*

Museen sammeln, um materielle Kultur zu bewahren. Wissenschaftler katalogisieren und inventarisieren. Diese systematisierten Sammlungen, aufbereitet durch Fachwissen, stellen sie dann der Öffentlichkeit zur Verfügung. Das ist der Sinn musealen Sammelns. Seit einhundert Jahren sind Museen Orte kultureller Bildung. Sozusagen ein sekundäres Feld, dem die Beschäftigung mit den Sammlungen als Wissensspeicher für die Gesellschaft voraus geht.

→ *Sie haben das Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR 1993 mit aufgebaut und sind seit Anfang an dabei. Viele Menschen haben Ihnen im Laufe der Zeit etliche Dinge zukommen lassen. Können Sie sich an einen Alltagsgegenstand besonders erinnern, der Ihnen für die Sammlung geschenkt wurde?*

Wir haben mittlerweile 90 000 Sammlungsgegenstände, die in sieben Außendepots lagern. Das ist eine ganze Menge, denke ich. Vor allem hinsichtlich der Behauptung, in der DDR habe es an allem gemangelt. Ich erinnere mich an einen ganz frühen Gegenstand, ein Inventarbuch der DDR-Museen. Es ist in wunderbares rotes Leinen gebunden, mit einem Staatssiegel darauf. Für die Museen war landesweit festgelegt, wie katalogisiert und inventarisiert wurde.

→ *Was bedeutet die Sammlung für Sie?*

Für mich erschließt die Sammlung des Dokumentationszentrums eine historische Situation. Ich lasse mich sehr stark von visuellen Dingen anregen. Manche Merkmale an Objekten – auch in anderen Sammlungen – werden erst auffällig, wenn man sie ganz genau betrachtet. Diese Auffälligkeiten finde ich spannend. Sie sind es, die oft zu überraschenden Zugriffen auf Geschichte führen. Ich genieße sehr, dass man über Objekte zu neuen Fragestellungen kommen kann.

→ *Formt das Sammeln eine eigene kulturelle Identität?*

Sammeln beeinflusst Denkstrukturen. Ein Objekt ist nicht der Beleg für eine historische Aussage. Es ist der Ausgangspunkt dafür, sich die Welt noch einmal klar zu machen. Das ist das Entscheidende für mich. Daher ist es wichtig, dass sich das Visuelle im Vordergrund hält. Ich kann Ausstellungen nichts abgewinnen, die nur aus Text und Bild bestehen. Das ist zwar die schnellste und einfachste Art der Vermittlung. Aber eine solche Ausstellung nutzt die Chancen eines Museums nicht aus, die Objekte mit ihrer ganzen inhaltlichen Vielfalt aufzuzeigen. All die Gegenstände laden ein zu einer Abenteuerreise – das ist für mich das Schönste am Sammeln. ■

ANDREAS LUDWIG, 51, ist Direktor des Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR (DOK) in Eisenhüttenstadt. Das Gespräch führte Rieke Marquarding.

Licht und Raum: Besucher gelangen durch das gläserne Foyer ins Museum.



Fotos: Rainer Mader Köln, van den Valkenyn Architektur (2) / VG Blickkunst, Bonn 2005 (F.: Harald Blondiau) / LVR Presseamt, Hans Theo Gerhards

Offene Türen für den Sohn der Stadt

Stiftung würdigt den Künstler Max Ernst mit einem eigenen Museum in Brühl

KEIN ZOLLSTOCK, kein Nagel, kein Farb- oder Putzeimer werden die letzten eiligen Arbeiten verraten, wenn im September 2005 Besucher erstmals das Max Ernst Museum in Brühl betreten. Mehr als 35 Jahre werden dann vergangen sein, seit man hier mit dem Aufbau einer Sammlung zu Leben und Werk des berühmtesten Sohnes der Stadt begann.

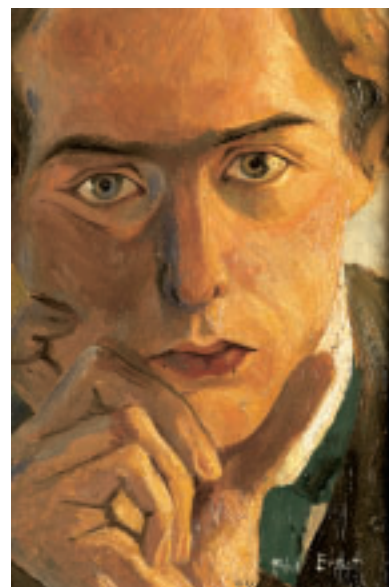
MAX ERNST, der 1891 in Brühl geboren wurde und in Köln, Paris, den USA und später wieder in Frankreich lebte und arbeitete, prägte mit seiner einzigartigen poetischen Bildsprache die Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts entscheidend mit und gilt als Wegbereiter des Dadaismus und Surrealismus. Im neuen Museum werden über 70 Skulpturen, eine umfassende Sammlung von Druckgrafiken sowie 500 Porträts und Dokumente von ebenso berühmten Zeitgenossen und Weggefährten Einblick in das Schaffen des Ausnahmekünstlers geben.

DIESER HATTE SELBST durch Schenkungen den Grundstock für den Aufbau einer Sammlung gelegt, die die Stadt Brühl seit 1969 durch den Erwerb von Originalen und Grafiken beständig erweiterte. 1976 starb Max Ernst. Bis es zum eigenen Museum kommen sollte, diente das 1980 in Brühl eröffnete Max Ernst Kabinett als Dokumentations-, Ausstellungs- und Forschungsstätte.

ERST 1999 führten glückliche Umstände zu einer Initiative, aus der die Gründung des neuen Museums hervorging: Der Kreissparkasse Köln gelang es, die nahezu vollständige Sammlung der Druckgrafik Max Ernsts zu erwerben. Der in Brühl geborene Arzt und Kunstsammler Dr. Peter Schneppenheim hatte sie zusammengetragen und forcierte mit dem Verkauf den Wunsch, das Werk des Künstlers in einem Museum in dessen Heimatstadt zugänglich zu machen. Einige Zeit später kaufte die Kreissparkasse von Dorothea Tanning, der in New York lebenden Witwe Max Ernsts, 57 Skulpturen und die Gussrechte für drei weitere Skulpturen aus dem

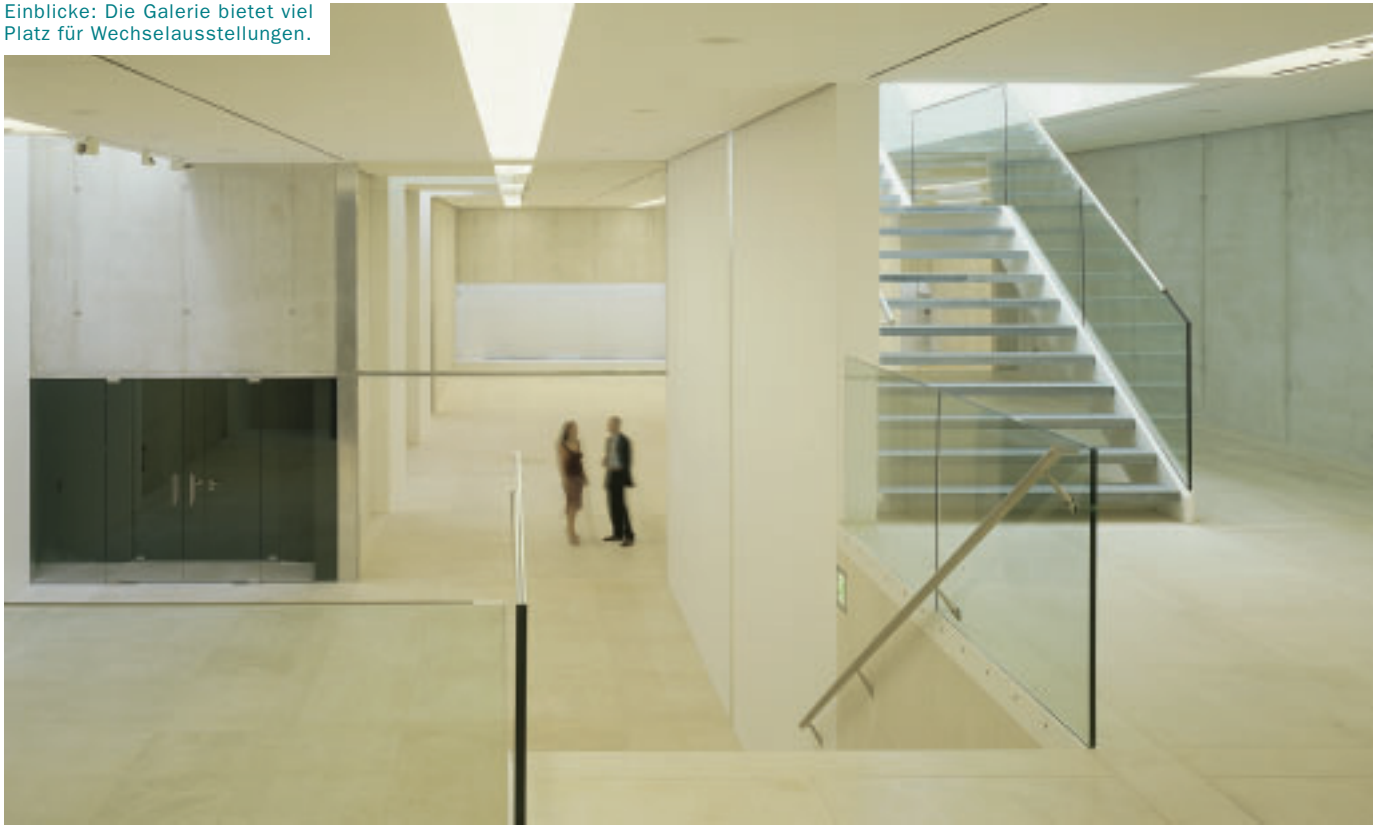
Privatbesitz des Künstlers. Der Grundstock für die Sammlung war gelegt. Allein, es fehlte noch das richtige Haus und das Geld, auf Dauer ein Museum einzurichten und unterhalten zu können.

ALS DIE STADT BRÜHL in unmittelbarer Nähe des Weltkulturerbes Schloss Augustusburg das 1844 im Stil des Klassizismus errichtete Benediktusheim bereitstellte, und sich der Landschaftsverband Rheinland durch ein enormes ideelles und materielles Engagement an der Errichtung der Institution beteiligte, waren alle Voraussetzungen erfüllt: Mit der Gründung der »Stiftung Max Ernst« im Februar 2001 bündelten die Stadt, der Landschaftsverband und die Kreis-



Frühes Selbstportrait: Max Ernst als 18-Jähriger.

Einblicke: Die Galerie bietet viel Platz für Wechselausstellungen.



sparkasse ihre vielfältigen Bemühungen um die Realisierung des Museums in einem bisher einzigartigen Public-Private-Partnership: Der Startschuss für das Max Ernst Museum war gefallen!

DOCH BIS ZUR Eröffnung des Gebäudes war es noch ein weiter Weg: Ein Architekt musste gefunden, das Haus umgebaut, die Einrichtung geplant, die Mitarbeiter ausgewählt und – nicht zuletzt – die Ausstellung konzipiert werden. Ein enormer Kraftakt für ein kleines Team, dem seit Juni 2004 Dr. Bettina Mette als Direktorin vorsteht. Bis Anfang Februar 2005 koordinierte sie die Arbeiten noch aus dem ehemaligen Max Ernst Kabinett. Dabei hatte sie zahlreiche Entscheidungen zu fällen und Antworten zu finden: Für welches Kassen- und Buchungssystem soll man sich entscheiden? Sind alle zu präsentierenden Objekte in einwandfreiem Zustand? Die Sammlung musste inventarisiert, die Datenbank-Software installiert werden, Rahmungen für die empfindlichen Grafiken wurden in Auftrag gegeben und für jede der Skulpturen ein individueller und passgenauer Sockel entworfen. Auch eine besondere Aufgabe: »Nicht zu vergessen ist die Konzeption der Eröffnungsausstellung – die allererste Präsentation unserer wunderbaren Sammlung im neuen Haus«, erklärt Bettina Mette, die in Athen, Florenz, Zürich und Köln Klassische Archäologie, Sprachen und Kunstgeschichte studiert hat. »Es mussten die ersten Flyer und Plakate produziert werden, wir brauchten eine Internet-Seite, auch einen Pächter für die Gastronomie und den Museumsshop.«

BEI ALLEN – und häufig gleichzeitig zu lösenden – Aufgaben erwiesen sich für die Direktorin ihre Zusatzstudien in Betriebswirtschaft und Kulturmanagement als äußerst hilfreich. »Ganz nebenher« laufen die Vorbereitungen auf den regulären Museumsbetrieb: erste Führungen werden gebucht, Leihanfragen bearbeitet und für eigene Ausstellungen gestellt. »An vorderster Stelle stehen die Kontakte zu Sammlern, Freunden von Max Ernst oder möglichen Sponsoren – und dann natürlich der Umzug der Kunstwerke, die noch an ver-

schiedenen Standorten deponiert sind«, sagt Bettina Mette. Während die Skulpturensammlung im Lager eines Kunstspediteurs auf ihren Transport wartet, sind die Grafiken auf Werkstätten verschiedener Restauratoren und das Magazin des Rheinischen Landesmuseums verteilt. Weitere Grafiken sowie die Fotosammlung liegen im Kabinett. Für das neue Museumsgebäude wird das eigene Depot passgenau und mit einer entsprechenden Anzahl von Grafikschränken, Schiebewänden und Regalen eingerichtet werden.

DIE UNZÄHLIGEN und ganz unterschiedlichen Aufgaben können nur bewältigt werden, weil alle Beteiligten ihre Möglichkeiten und Kompetenzen optimal einbringen. »Bei unserem Stiftungsmodell geht es eben nicht nur um finanzielle Ressourcen«, erläutert die Direktorin. »Viel wichtiger ist das fachliche Know-How und die Vernetzung der Kontakte unserer beteiligten Partner.« Von diesem beeindruckenden Beziehungsgeflecht werden die Besucher nach der Eröffnung des Museums freilich nichts spüren. Ihnen geht es um eines: Das Werk von Max Ernst endlich in seiner Geburtsstadt bewundern zu können. Die Türen dazu stehen bald offen. ■

MECHTILD KRONENBERG

Zwischenstation: Bis zur Eröffnung des Museums lagern die Skulpturen im Depot einer Kunstspedition.





Trophäe, Trainerbank und Toupet

Das HSV-Museum sammelt Relikte
Hamburger Sportgeschichte

IN DER AOL ARENA tickt die Uhr, Tag und Nacht. Im neuen Stadion zählt sie die Jahre, Tage, Stunden, Minuten und Sekunden, die der Hamburger Sportverein der ersten Liga angehört. Der Verein ist der einzige Fußballklub Deutschlands, der in seiner langen Geschichte niemals aus der Bundesliga absteigen musste, seit ihrer Gründung im Jahr 1963. Die Erinnerung an ruhmreiche Zeiten und das ausgeprägte Geschichtsbewusstsein haben für HSV-Fans in und um Hamburg einen hohen Stellenwert. Und seit Februar 2004 gibt es für Nostalgie, Chronik und Sammlung einen festen Ort: das HSV-Museum direkt im Stadion.

SCHON SEIT DEN 1920er Jahren kümmerten sich ehrenamtliche Archivare um die Dokumentation von Urkunden, Vereinsnachrichten und Presseartikeln des HSV. Die Idee, den Verein in seiner historischen Gesamtheit den Fans und schließlich auch der breiten Öffentlichkeit präsentieren zu können, entstand Schritt für Schritt in den 1990er Jahren. Zunächst sollte eine Ausstellung der glänzenden Pokale den treuen Fans die großen Erfolge des Klubs auf einen Blick vor Augen führen. In Zusammenarbeit mit verschiedenen Vereins-Gremien und -Abteilungen entstanden Vorgaben und Anhaltspunkte für die geplante Schau. »Aber je mehr man darüber nachdachte, desto mehr kam man zu der Überzeugung, dass es über den Ansatz einer reinen Pokalschau hinausgehen musste«, erzählt Dirk Mansen, der heutige hauptamtliche Museumsleiter.

SEIT DER IDEE vor nunmehr zehn Jahren sammelte der Hamburger Sportverein also gezielt potenzielle Exponate für eine Ausstellung.

Vor allem Aufforderungen gegenüber Fans und Vereinsmitgliedern sowie die Suche in Antiquariaten brachten große Erfolge. Heute ist die Sammlung sogar so umfangreich, dass sie bundesweit von Museen und Sonderausstellungen beliehen wird. Im neuen Stadion der »Rothosen« – wie die Spieler des HSV gern genannt werden – wurden extra 200 m² für Archiv und Depot der unzähligen Dinge und Dokumente zur Vereinsgeschichte eingerichtet.

MANSEN WAR von Anfang an bei der Museumsplanung dabei, zunächst als Fanbeauftragter, dann als Ideenstifter, Sammler und »Jäger«. Seinen damals häufig belächelten Aktionen ist es zu verdanken, dass das Museum heute mit manch einer Kuriosität aufwarten kann. Kurz entschlossen schnappte er sich beispielsweise einen Werkzeugkoffer, bevor das alte HSV-Stadion am Hamburger



Goldenes Gastgeschenk: Der Verein erhielt die Galeere in den 1950er Jahren von Benfica Lissabon.

Rothenbaum abgerissen wurde, und schraubte die alte Trainerbank ab. Es war nicht einfach, die Verantwortlichen von der Notwendigkeit eines Museums zu überzeugen; besonders die Frage nach der Wirtschaftlichkeit wurde immer wieder gestellt. Mittlerweile sind alle froh über den Mut zum Wagnis, denn die Besucherzahlen können sich sehen lassen. Allein in den ersten zehn Monaten nach der Eröffnung kamen mehr als 30 000 Interessierte.

FÜR DIE AUSSTELLUNG holten sich die Macher professionelle Hilfe: Wissenschaftler und Journalisten recherchierten gemeinsam mit den aktiven Helfern des HSV, trugen Objekte zusammen und wählten schließlich für das Museum aus. Hauptthema der Sammlung – und damit des Museums – ist selbstverständlich der Fußball. Aber die Planer wollten mehr. Und so hat die gesamte, mehr als 100-jährige Vereinsgeschichte Berücksichtigung gefunden. Dazu gehören 24 weitere Sportarten wie beispielsweise Handball, Leichtathletik, Hockey oder Kanusport. Neben der Würdigung von Erfolgen und Ausnahmesportlern des HSV schlägt das Museum immer wieder eine Brücke zur Zeitgeschichte: Was war in Hamburg los, als der HSV Europa-Pokal-Meister wurde? Und auch: Wie verhielt der HSV sich in den Jahren zwischen 1933 und 1945? Was passierte mit jüdischen Mitgliedern? Recherchiert und ausgestellt sind Mitgliederlisten und Schicksale einzelner Sportler. Dieses Konzept mit Bezug zum zeitgeschichtlichen Rahmen und die Einbindung der anderen Sportarten mache das Vereinsmuseum des HSV einzigartig in Deutschland, sagt Mansen.

IN DER »SCHATZKAMMER« des Museums findet sich die Ursprungs-idee der Erfolgsausstellung wieder. Aus Privatbesitz und aus dem Archiv des HSV werden Pokale, Urkunden und andere Trophäen neben historischen Objekten des Vereins präsentiert: ein Wimpel des SC Germania von 1907, die Urkunde über den Zusammenschluss der Gründervereine, aus denen der HSV hervorging, unzählige Fotos und – ungelogen! – das Toupet von Stürmerlegende Charly Dörfel.



Stürmer-Schopf: Das Toupet von Charly Dörfel zählt zu den Kuriositäten der Sammlung.

Dazwischen findet sich auch eine kleine vergoldete Galeere aus Portugal, das Lieblingsstück von Dirk Mansen. Sie ist ein Gastgeschenk von Benfica Lissabon aus den fünfziger Jahren und lag lange Zeit rabenschwarz und völlig verstaubt in einem alten Schrank auf dem Dachboden der ehemaligen Geschäftsstelle. »Nun steht sie funkelnd in der Ausstellung«, ist Mansen stolz. Für ihn ist die aufpolierte Galeere ein Symbol für die Aufgabe des gesamten Museums geworden. »Viele Dinge aus der Vereinsgeschichte sind vergessen oder nicht mehr beachtet worden. Jetzt erinnern sie wieder an wichtige Etappen und Ereignisse des HSV«, sagt der 41-Jährige.

AUS EINER GEPLANTEN Pokalausstellung für Fans ist ein respektables Museum geworden. Ein wenig Interesse am Fußballsport sollten Besucher zwar mitbringen – aber die Sammlung des Hamburger Sportvereins schafft es, Sportsgeist und Museumskultur für ganz verschiedene Zielgruppen zusammenzubringen und unterhaltsam aufzubereiten: Neben Fans trifft man im HSV-Museum Architekturstudenten, Schulklassen und Hamburgbesucher. ■

JULIE CHRISTIANI

Glanz und Gloria: Etliche Pokale erinnern in der »Schatzkammer« des Museums an die großen Erfolge des HSV.



Große Geschichte in kleiner Welt

**Eine außergewöhnliche Zinnfigurensammlung
und ihr Weg ins Konzer Volkskunde- und
Freilichtmuseum Roscheider Hof**



Fotos: Volkskunde- und Freilichtmuseum Roscheider Hof, Hermann Kramp (3) / Klaus Gerteis (2)

Diorama: Französische Truppen
stürmen 1864 die Stadt Luxemburg.

AM ANFANG stand das Christkind. Wer sonst. Denn was wäre stärker zu beeindrucken und dauerhafter zu begeistern als eine Kinderseele? Der vorwitzige Blick jedenfalls, den der heute 64-jährige Trierer Historiker Professor Klaus Gerteis einst als Junge einige Tage vor Weihnachten durchs Schlüsselloch ins Bescherungszimmer riskierte, war der Beginn einer lebenslangen Sammelleidenschaft. Auf einem tischgroßen Papierbogen, der als Landschaft bemalt und mit Feldsteinen dekoriert war, tummelten sich Zinnfiguren: Indianer und Trapper, Beduinen, steinzeitliche Bärenjäger und Soldaten. »Ich wünsch' mir eine kleine Welt«, rief der Junge aus. Und nach fünf Jahrzehnten des Sammelns ist die Bevölkerung darin mittlerweile auf stolze 42 000 Zinnfiguren aus zwei Jahrhunderten angewachsen.

DAMIT WAR die kleine Welt aber zu groß geworden: Das private Zinnfigurenmuseum, das Klaus Gerteis auf 35 Quadratmetern in seinem Wohnhaus in Aach bei Trier führte, platzte aus allen Nähten, obwohl nur etwa 6000 Figuren aufgestellt waren. Der Rest lagerte notgedrungen in Schachteln und Kisten. Im Jahr 2002 suchte Gerteis per Zeitungsinserat Abhilfe, und das Volkskunde- und Frei-

lichtmuseum Roscheider Hof in Konz bei Trier griff zu. Dass ein Museum sich für eine private Sammlung interessiert, ist in der deutschen Museumslandschaft selten. Was mit der Gerteis'schen Zinnfigurensammlung heute im Volkskunde- und Freilichtmuseum Roscheider Hof gezeigt wird, »gibt es in derartiger Bandbreite und wissenschaftlicher Fundiertheit in Deutschland nicht noch einmal«, urteilt Museumsleiter Dr. Ulrich Haas. »Die Zinnfiguren sind wie für uns gemacht: In unsere Spielzeugabteilung integriert sind sie bestens geeignet, regionale Geschichte bildhaft vor Augen zu führen. Wir haben eine echte Attraktion für uns hinzugewonnen.«

DIE KLEINE WELT der Zinnfiguren ist in Konz stattliche 220 Quadratmeter groß. Und wer sie besucht, erlebt sie buchstäblich von ihrer Erschaffung an. Denn Gerteis hat sich auch die Kunst angeeignet, selber Zinnfiguren herzustellen. So hat der Professor im Museum eine Werkstatt eingerichtet, in der er Zinnfiguren zeichnet, die Formen graviert, die Figuren gießt und bemalt. Gegossen wird mit einer Metalllegierung aus Blei, Zink und Antimon, die schon Gutenberg für seine Lettern verwendet hat.

DIE VITRINENREIHEN der Ausstellung hat Gerteis selbst konzipiert. Sie laden ein zu einer Zeitreise in die Geschichte. Zunächst in die Kulturgeschichte, die sich in den immer zeittypischen Zinnfiguren trefflich widerspiegelt. Wenn auch die Figuren stets ein ausgesprochenes Jungenspielzeug waren und beispielsweise alle Kriege verzinkt worden sind, wurde nicht immer nur »Preußens Gloria« in Formen gegossen. Im 18. Jahrhundert gab es viele pädagogische Figuren, etwa Tiere in Alphabetform, mit denen die Kinder Lesen lernen sollten. Das Biedermeier bevorzugte Volksszenen, ferne Welten und ländliche Idyllen. Das späte 19. Jahrhundert spielte mit bürgerlichen Bildungswelten und kolonialen Träumen aus Zinn.

DIE KLASSISCHEN Zinnfiguren sind die scharf konturierten Flachfiguren, die wie Scherenschnitte von ihren Umrissen leben und durch ihre detaillierte, liebevolle Bemalung die Illusion von Dreidimensionalität erzeugen.



Kostbarkeit: Ritter mit beweglichen Armen und Visier. Unikat, ca. 1820.

Zu den Prunkstücken der Sammlung zählt eine zehn Zentimeter hohe Ritterfigur mit beweglichen Armen und beweglichem Visier von etwa 1820 – ein Unikat und einer von Gerteis' persönlichen Lieblingen, genauso wie eine Gruppe Ringelreihen tanzender Kinder mit Dorfgeiger und einem Vater, der seinen Sohn übers Knie legt, von 1840.

DIE FLACHFIGUREN sind Gerteis' Favoriten, weil sich nur mit ihnen größere Aufstellungen in Dioramen bewerkstelligen lassen. In diesen Schaukästen mit einem gemalten Horizont erzählt Gerteis im Museum Geschichte und Geschichten vornehmlich aus dem Raum an Mosel und Saar: Vom mittelalterlichen Fischmarkt in Trier, oder wie Cäsars Truppen mit den Germanen kämpften, wie Karl der Kühne



Schäferstündchen: Solche Hirtenszenen zählen zu den beliebten Motiven früher Zinnfiguren.



Leidenschaft: Klaus Gerteis mit einem seiner Zinnsoldaten.

zum Reichstag nach Trier kam oder wie die französischen Revolutionstruppen 1794 die nahe bei Konz gelegenen Pellingener Schanzen eroberten. »Bei den Dioramen fasziniert mich die Möglichkeit, so etwas wie Historienmalerei zu betreiben, geschichtliche Vorgänge in Szene zu setzen, die man sonst nur beschreiben könnte«, erklärt der Historiker Gerteis. Und er gibt ein Beispiel: »Mit Zinnfiguren lässt sich eine anschauliche Vorstellung von der Größe eines Heeres vermitteln. Ich habe ein französisches Infanterie-Bataillon in Originalaufstellung, also 1000 Figuren. Die napoleonischen Heere bestanden aus vielen Bataillonen. Beim Anblick dieses Zinnfiguren-Dioramas wird dem Betrachter augenfällig, was für eine Masse Mensch das war, die in den Krieg geschickt worden ist.«

DER PENSIONIERTE Geschichtspräsident verspürt keinesfalls Wehmut, weil er seine Sammlung aus den Händen gegeben hat, sondern sieht die Wanderung seiner Zinnfiguren nach Konz unter anderen Vorzeichen: »Sammler wollen zeigen, und bei mir zu Hause stand zu vieles im Keller. Zudem habe ich im Museum die einmalige Chance, mit einem größeren Publikum zu kommunizieren, insbesondere mit Kindern und Jugendlichen. Das macht mir Spaß. So hat mich nicht zuletzt meine pädagogische Ader veranlasst, die Sammlung nach Konz zu geben.«

GERTEIS' FIGUREN und Dioramen stehen in Konz zunächst als Dauerleihgabe, sollen aber später als Stiftung in den Besitz des Museums übergehen. ■

SABINE GANZ



Ringelreihen: Spielender Geiger, tanzende Kinder und ein Vater, der seinen Sohn übers Knie legt. Unikat, ca. 1840.

Schauern und staunen: Der Obduktionsraum ist eine Attraktion der Sammlung.



Foto: Jens Röhmau

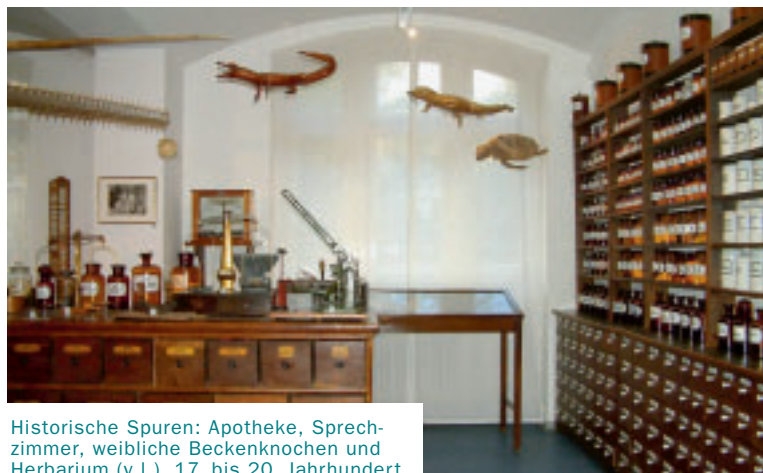
Zwischen Nervenkitzel und Wissenschaft

Die Medizin- und Pharmaziehistorische Sammlung in Kiel

VIELLEICHT LIEGT ES an der dunklen Stunde, wer weiß. Jedes Jahr wieder strömen die Besucher vor allem zur Museumsnacht in Scharen in die Medizin- und Pharmaziehistorische Sammlung der Kieler Universität. Die meisten haben dort vor allem eines im Sinn: in das verschlungene Kellergewölbe hinabzusteigen, um die schaurige »Einwecksammlung« zu erleben: präparierte Körperteile von Menschen in Gefäßen mit Flüssigkeiten. Doch auch unzählige Geräte und Präparate der vergangenen zwei Jahrtausende aus allen Teilen der Welt locken an diesen Ort und lassen die Besucher stutzen, wundern, staunen.

DIE MEDIZIN- UND PHARMAZIEHISTORISCHE Sammlung ist die jüngste in Deutschlands nördlichster Landeshauptstadt. 1997 öffnete das Museum am Schlossgarten in einem der letzten Gebäude der im Zweiten Weltkrieg weitgehend zerstörten alten Kieler Universität. Die Nutzung als Museum ergab sich aus dem Umstand, dass hier bereits das Institut für Geschichte der Medizin und Pharmazie untergebracht war. Schon in der hohen Eingangshalle wird der Blick auf kuriose Gerät gelenkt: Riesige Glaskolben und Röhren sind dort in einem metallenen Gestänge aufgebaut. Was aussieht wie eine Apparatur aus Frankenstein's Gruselkabinett hat tatsächlich nur destilliertes Wasser erzeugt. 15 Liter pro Stunde – um 1960 für das Hamburger Zentralinstitut für Transfusionsmedizin.

LINKS UND RECHTS finden sich Schauvitrienen mit aktuellen Neuerwerbungen: ein edles Porzellan mit blau-goldenem Dekor etwa, das feinstes Tafelgeschirr sein könnte. Doch wieder weit gefehlt, im 19. Jahrhundert dienten die Stücke als Wasch- und Toilettenschüssel für gehobene Ansprüche. Besonders in Frankreich herrschte seinerzeit eine allgemeine Furcht vor dem »krankmachenden« Ganzkörperbad. Da wurde solch eine Schale zur Waschung der äußeren Ausscheidungsorgane schon als große hygienische Errungenschaft gefeiert.



Historische Spuren: Apotheke, Sprechzimmer, weibliche Beckenknochen und Herbarium (v.l.), 17. bis 20. Jahrhundert.

EINE ERRUNGENSCHAFT anderer Art hat sich seit ihrer Erfindung 1899 bis heute erhalten: das »Aspirin«, für das ein emailliertes Apotheken-Reklameschild aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wirbt. Etwas überholt dürfte dagegen das Truppenbesteck der deutschen Wehrmacht von 1935 sein: ein grün ausgeschlagener Koffer mit allerlei chirurgischen Instrumenten, Naht- und Verbandmaterial, Narkosezubehör, Zahnbesteck, Injektionsspritzen und Kanülen für den Luftröhrenschnitt.

16 SÄLE UND KABINETTE hat das Museum, rund eintausend Exponate warten hier auf Besucher. Von kleinsten medizinischen Geräten – beispielsweise eine metallene Tripperspritze des 19. Jahrhunderts, geborgen aus einem englischen Schiffswrack – bis hin zu raumfüllenden Ensembles reicht die Präsentation. Fast originalgetreu wurde eine Arztpraxis mit Ausstattungsstücken von 1890 bis 1950 wieder aufgebaut: Sprechzimmer, Röntgenraum, Röntgenlabor und Behandlungszimmer stehen den Besuchern offen.

RÖNTGENTECHNIK WIRD in der Medizin- und Pharmaziehistorischen Sammlung fast bis zu ihrem Ursprung zurückverfolgt. Abenteuerliche Apparaturen mit ungeschützten Röhren und einst funkensprühenden Induktionsstrom-Geräten lassen einem leichte Schauer über den Rücken laufen. Dagegen wirkt ein niederländisches Herbarium aus dem 17. Jahrhundert mit getrockneten Heilpflanzen nahezu versöhnlich und erinnert ein wenig an den eigenen Biologie-Unterricht.

IM ENGEN Gewölberaum des Kellers irritiert ein massiger Steinisch mit Vertiefungen und Flüssigkeitsablauf: ein Seziertisch. Drumherum stehen Metallregale vor den Wänden, eng bestückt mit gut verschlossenen Gläsern voller befremdlicher Exponate: Organe, Körperteile, Föten. Sie schweben in konservierender »Jores-Lösung«, einer Mischung aus Wasser, Formalin, Karlsbader Salz und Chloralhydrat. Dieses so genannte Pathologische Kabinett ist eine der Hauptattraktionen des Hauses – eine nachgebaute Krankenhaus-Prosektur, ein Obduktionsraum aus vergangener Zeit.

IM OBERGESCHOSS findet sich eine seltsam anmutende Rarität aus dem 19. Jahrhundert: Skeletteile in einem altertümlichen Vitrienschrank. Es sind weibliche Becken mit Fehlbildungen, die eine Geburt unmöglich gemacht hätten. Hier und da liegen durch Wachstumsstörungen seltsam verformte Schädel. Was dem Laien zuweilen gruselig erscheinen mag, war für den Mediziner einst Ausbildungsmaterial, um später bei seinen Patienten korrekte Diagnosen stellen zu können. Im klinisch-historischen Bereich dient die Sammlung noch heute Ausbildungszwecken.

DOCH BLEIBT ES eine der vornehmsten Aufgaben des Hauses, die Zusammenhänge zwischen Wissenschaft und Kulturgeschichte einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln. Dabei ist die Verbindung von Medizin- und Pharmaziegeschichte einmalig im deutschsprachigen Raum. Entgegen allen Trends zum öffentlichen Sparen wurde hierfür kürzlich sogar eine unbefristete Kustodenstelle geschaffen. Die war indes dringend nötig, denn der Gründer des Museums, Jörn Henning Wolf, hatte die Sammlung auf der Basis einer Schenkung vom Schweizer Arztheppaar Danuta und Rolf Stäheli seit 1987 ehrenamtlich aufgebaut.



Abenteuerliche Apparaturen: Zeugen der Pharmazie- und Röntgengeschichte.

JETZT IST WOLF emeritiert, und das Institut für Geschichte der Medizin und Pharmazie, dessen Direktor er war, fiel den allgemeinen Sparzwängen zum Opfer. Aber sein »Kind« – das Museum – hat er fest in die schleswig-holsteinische Museumslandschaft eingebunden. Die neue Leiterin des Hauses, Eva Fuhry, ist 32 Jahre jung, studierte Biologie, Geografie, Geschichte und Medizingeschichte. In der Kieler Schausammlung möchte sie künftig vor allem den Menschen als Patient, Pfleger und Arzt stärker in den Vordergrund rücken. Damit soll auch die Sozialgeschichte deutlich gemacht werden, die sich hinter den gezeigten Exponaten verbirgt. ■

JENS RÖNNAU

